



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kosch, Wilhelm: Theodor v. Schön und seine Beziehungen zu Eichendorff

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die Soldaten waren schon schwankend geworden. Ihre Herzen waren wie Wachs. Der General hatte sie in seiner Gewalt. Er versprach ihnen Straffreiheit. „O, Straffreiheit! Kameraden, Welch ein Tag! Welch ein Glück! Hoch der General! Er führe uns! Wir folgen bis in den Tod! Laßt uns die Fahne küssen!“ Vater Marcellin, wirst auch du siegen? (Fortsetzung folgt.)



Theodor v. Schön und seine Beziehungen zu Eichendorff

Von Prof. Dr. Wilhelm Kosch=Czernowitz



ie Joseph Maria v. Radowiz gehört auch Theodor v. Schön zu den Vorläufern Bismarcks, zu denjenigen, die Preußen erneuern und das Deutsche Reich im Keim begründen halfen. Weder dem katholischen General, noch dem protestantischen Staatsminister gelang das abschließende Werk, und so mußten es sich beide gefallen lassen, nicht nur im Schatten ihrer Zeit, sondern auch in dem der Nachwelt lange zu stehen. Aber während der Günstling Friedrich Wilhelms des Vierten seit Paul Hassels allerdings unvollendeter Darstellung allmählich von Freund und Feind jenes Zeitalters in gerechter Weise gewürdigt wird, scheint in der Beurteilung Schöns noch immer der Parteistandpunkt zur Geltung zu kommen, persönliche Befangenheit über den objektiven Sinn der Geschichte zu siegen. M. Baumanns verdienstvolles Werk über Theodor v. Schön, seine Geschichtsschreibung und seine Glaubwürdigkeit, erwägt zum erstenmal alle Licht- und Schattenseiten dieses eigenartigen Mannes, ohne in Triumphgeschrei oder Ausbrüche des Hasses zu verfallen. Diesem neuen Bild seien nun einige weitere Züge hinzugefügt, die sich aus den bisher vielfach unbekanntem Beziehungen Schöns zu seinem Freund, dem Dichter Eichendorff, ergeben.

Sehr mangelhaft geordnet und willkürlich zusammengestellt sind nach Schöns Tod selbstbiographische Aufzeichnungen und Briefe erschienen, die vor allem in Max Lehmann ihren schärfsten Kritiker fanden. Schön hatte in seinen Papieren behauptet, Stein sei nicht der Urheber der großen Reformen von 1807 und 1808, im Gegenteil, das Edikt über die Bauernbefreiung, sowie die in dem sogenannten politischen Testament Steins enthaltene Zusammenstellung der vollzogenen und noch zu vollziehenden Reformmaßregeln seien auf ihn (Schön) zurückzuführen, er habe dieses in der Handschrift entworfen. Ferner habe nicht Scharnhorst die preußische Landwehr geschaffen, sondern Alexander Graf Dohna. Die blinden Bewunderer Steins und Scharnhorsts beschuldigten Schön maßloser, ja herostratischer Eitelkeit, bewußter Geschichtsfälschung, bestenfalls entschuldigten sie ihn mit der Gedächtnisschwäche des Alters. Lokalpatriotischer Furor in der Heimat des also Verdächtigten, in Ostpreußen selbst, erhob leidenschaftlichen Einspruch, ohne zu klären oder gar zu widerlegen. Erst jetzt haben sich die Staubwolken des Kampfes so weit gelichtet, daß wir mit M. Baumann erkennen, Schön habe in allen wesentlichen Partien seiner Aufzeichnungen die Wahrheit gesagt und das Richtige getroffen. Stein, der

feurige Idealist, der ritterliche Romantiker, war ohne philosophische und poetische Bildung, Schön dagegen mehr Verstandesmensch, eine durchaus moderne Natur, Schüler Kants, Freund Fichtes, voll Wirklichkeitsfreude, Feind aller Phantome, aller Rückständigkeit. Steins Ideale sind in der Tat andere gewesen als die Schöns, andere als die, um deren Durchsetzung noch bis zum Schluß des neunzehnten Jahrhunderts gekämpft wurde. Während Schön seinem Zeitgenossen Stein eher gerecht wurde, verkannte er die volle Bedeutung Scharnhorsts, der zwar „durch und durch edel im Charakter sei, mit einem hellen Verstande und mit gesundem Urteil beschenkt, ein Vorbild unscheinbarer Pflichtmäßigkeit und Größe“, aber durchaus Linien Soldat, nicht vom Milizgedanken so beseelt wie Graf Dohna. Nun hat jedoch die neuere militärische Entwicklung Scharnhorst recht gegeben, der die allgemeine Volksbewaffnung im engsten Anschluß an das stehende Heer erstrebte, ohne dieses durch ein selbständiges Volksheer zu ersetzen. Schön eben hatte von der Landwehr einen anderen Begriff als Scharnhorst. Doch die Tatsachen selbst gab er stets richtig wieder. Seine Wahrheitsliebe ist über jeden Zweifel erhaben.

Daß Schön mit einem so nackensteifen und selbstlosen Wahrheitsfreund wie Eichendorff befreundet blieb bis ans Ende, daß sich beide über alles hochschätzten und zu Hütern von Geheimnissen machten trotz des großen Rangunterschiedes, des entschiedenen konfessionellen Gegensatzes, der stammheitlichen Verschiedenheiten, ist nur ein neuer Beweis für die geschichtliche Glaubwürdigkeit desjenigen, der in Wort und Schrift und Tat immer wieder auf seinen Grundsatz zurückkam: „Ein Gouvernement, welches sich zu Fortschritten nur durch Ereignisse drängen läßt, erhält sich selbst positiv immer in Gefahr und kann selbst niemals volles Vertrauen beim Volke haben. Dagegen steht jedes Gouvernement unüberwindlich in voller Glorie da, wenn es durch Einrichtungen und Anordnungen Ideen beim Volke weckt und, soweit das Volk hierfür empfänglich ist, sie ins Leben setzt.“

Schön kam am 20. Januar 1773 mit einer sogenannten Glückshaub zur Welt. Sein Vater Johann Theodor, Amtsrat und Domänenpächter zu Schreitlaugen in Litauen, war ein gebildeter Mann, mit dem kein Geringerer als Kant in Verkehr stand. Seine Mutter Johanna Dorothea, geborene Dallmer, nicht minder sorgfältig erzogen, hinterließ ihren Kindern ein Testament, in dem die bezeichnenden Worte stehen: „Gottes Segen wird in der Fülle über dem walten, der genügsam ist; wie sehr entfernt war euer Vater und ich von Interesse, das könnt ihr alle bezeigen, dahero sucht euren Ruhm in Gottesfurcht, Genügsamkeit, Zufriedenheit, Fleiß, Rechtchaffenheit und Wohlthun und nicht in Reichtum, und nicht durch Schätze, die durch Habsucht erworben werden.“

Die vermöglichen Verhältnisse der Eltern waren der Erziehung Theodors nur förderlich. An der Universität Königsberg seit 1789 entwickelte sich seine unbedingt kantische Gesinnung. „Du mußt, weil du sollst“ prägte sich mit Flammenschrift in seinen Charakter ein. Ciceros „De officiis“ weckte seine Lebensklugheit.

Im gleichen Jahr wie Fichte, 1793, wurde Schön Freimaurer. Das Assessor-examen bestand er in Berlin. Eine große Reise durch Deutschland legte den Grund zum angehenden Staatsmann. Er lernte das bloße Nationalitätsprinzip frühzeitig vermerken. Noch 1848 glaubte Schön zur Behauptung berechtigt zu sein, der Rassenkrieg unserer Tage schein seinem Wesen nach ein Kampf der Nationalitäten gegen die Staaten.

In Halberstadt fand er Gleim. Knefbeck begegnete ihm. Eine Reise nach England vertiefte und erweiterte die bis dahin erworbenen politischen Kenntnisse.

Schön war frühzeitig überzeugter Agrarier, wenn auch nicht in dem Sinn, den wir heute mit dem Begriff verbinden. Er kämpfte führend und erfolgreich für die Aufhebung der Leibeigenschaft.

Sein Aufenthalt in Bialystok als Kriegs- und Domänenrat war von kurzer Dauer. Er trat mit Minister Hardenberg, mit Stein, mit Altenstein in näheren Verkehr. Niebuhr wurde sein bester Freund, Hardenberg berief ihn als Ministerialdepartementsschef nach Berlin.

1810 wurde Schön Regierungspräsident in Gumbinnen. In dieser Eigenschaft spielte er eine große Rolle auf dem napoleonischen Kriegsschauplatz. Die meisten führenden Persönlichkeiten, darunter Napoleon selbst, lernte er persönlich kennen.

Schön war tief leidenschaftlich unter sehr kalten Formen. Einer seiner Aussprüche lautet: „Bei dem Soldaten ist die Person das Symbol; im Staatsleben ist die Tat alles, die Person nichts.“ Er unterschätzte die Persönlichkeit und überschätzte die Ideen. So konnte es nicht fehlen, daß er unter der Entwicklung der Verhältnisse seit 1813 unendlich litt.

Schön war von keinem anderen Gedanken beseelt als dem, für das Wohl seines Staates zu wirken, die Sorge um seine Familie ausgenommen. Dabei sah er sich immer mehr zu politischer Ohnmacht verurteilt, obwohl er 1816 Oberpräsident von Westpreußen und 1824 Oberpräsident von ganz Preußen wurde.

„Deutschland Ein Reich, Kaiser und Reich“ — diese Gedanken lehnte er entschieden ab. Er sprach im Hinblick auf sie von „einer veralteten Form, unpassend für neue Verhältnisse, neue Gefinnungen“. Die politischen Ideale der Romantik erschienen ihm als Phantome. Indem er jedoch an Preußens Wiedergeburt beständigen Anteil nahm und, wenigstens in früherer Zeit, Erfolge aufzuweisen hatte, wirkte er mittelbar an der späteren Erfüllung des deutschen Einheitstraumes mit.

Immer stellte Schön die gelehrte Bildung obenan. Neben guten Straßen hielt er Schulen für die besten Beförderungsmittel des Fortschritts. Mit Herbart plante er die Schaffung einer Realschule, die als hohe Volksschule ins Leben treten sollte.

In allen Fragen, die das Verhältnis des Staates zur Kirche betrafen, vertrat Schön unbeugsam den Grundsatz, der allerdings erst später geprägt wurde: freie Kirche im freien Staat. Jede gewaltsame Unterdrückung anderer religiöser Überzeugungen war ihm in der Seele verhaßt. Dabei war er durchaus kein Freund der katholischen Kirche, sondern protestantisch-preußisch im Sinne Kants. Die katholische Haltung seines Freundes Nicolovius führte zu einer Entfremdung zwischen beiden, weil er an die Legende des Kryptokatholizismus glaubte, wonach die katholische Kirche Nicolovius zwar erlaubte, äußerlich protestantisch zu bleiben, dafür ihn aber verpflichtete, um so wirksamer die Geschäfte Roms zu besorgen. Konfessionell war er nicht ganz unbefangen. Doch nahmen die kirchlichen Wirren in Ost- und Westpreußen nie jenen Grad der Schärfe und jene Ausdehnung an wie unter anderen Regierungspräsidenten, z. B. im Westen. Er suchte überall zu mäßigen, er suchte allenthalben den Frieden, schon deshalb, weil er ihn für die gedeihliche Entwicklung des Staates als unerläßlich erachtete.

Servilismus und Byzantinismus fanden in Schön ihren grimmigsten Verächter. In seiner Zeit spielte, wie er selbst sich ausdrückt, die Meinung von der Herde und den Ober- und Unterhirten und, was beinahe dasselbe ist, von den unmündigen Kindern und dem Vater mit den Hofmeistern. Heute noch halte man es in der Mark für ehrenwerter, „als Lieutenant denn als Landstand, als Stamm der Nation, für welchen nach Friedrich dem Großen der König und seine ganze Dienerschaft nur da sind, zu erscheinen. Wo dieser Sinn noch vorkommt, da ist allerdings Repräsentation, wenn sie auch da steht, nichts wert, denn das Salz, was salzen soll, ist nach der biblischen Sprache dumm und dadurch noch weniger als nichts wert. Die königlichen Diener wird Repräsentation bald heilen, und wo im Volke bei einzelnen noch eine unwürdige Meinung von dem Standpunkte eines Landstandes stattfindet, da ist es Sache der Regierung, durch Förderung der Repräsentation das verdumnte Salz zur richtigen Erkenntnis oder, insofern es in Servilität versunken ist, zum Auswurf zu bringen“.

Schön war der tatkräftigste Vorkämpfer des modernen konstitutionellen Systems, der gläubigste Anhänger der Repräsentation, oder, wie wir heute sagen, Volksvertretung. Man hat ihn daher lange den Liberalen zugezählt. Liberal im landläufigen Sinn war er jedoch nie.

Hatte Schön bereits in der Jugend seinen literarisch-politischen Neigungen nachgegeben, indem er Lauderdales „Political Oeconomy“ in deutscher Sprache umarbeitete, so traten diese später nur noch stärker hervor. Seine bedeutame, aufsehenerregende Schrift „Wohin? Woher?“ erwuchs aus ihnen.

Mit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms des Vierten waren in Schön neue Hoffnungen erwacht, deren Erfüllung er freilich nie erlebte. Er leitete den Gulbigungslandtag in Königsberg. Die von ihm gesprochene Eröffnungsrede hatte sein Freund Eichendorff verfaßt, wie aus dessen Nachlaß nunmehr ersichtlich ist. Die Verfassungswünsche der preussischen Provinzen wurden von der ungesund reaktionären Strömung anderer Kreise verdächtigt und unterdrückt. Die übrigen Landtage blieben teilnahmslos.

Schön wurde Staatsminister in partibus infidelium und bekam den Schwarzen Adlerorden. Allein seine politische Sendung war auch für die Provinz beendet. Da schrieb er in seinem patriotischen Unmut das oben erwähnte Programm „Woher? Wohin?“, nur für wenige, für seine Freunde und vor allem für seinen „geistreichen, wohlwollenden“ König. Von seiten der Gegner und persönlichen Feinde setzte jedoch ein unglaubliches Intrigenspiel ein, dem Schön schließlich auch als Oberpräsident zum Opfer fiel. Sein Todfeind Minister v. Rochow, unter dessen Amtswirksamkeit ein Hassenpflug in Berlin festen Fuß fassen konnte, verdächtigte Schön unausgesetzt. Des Königs Sympathien hatte dieser gleichwohl auch jetzt noch, wenigstens äußerlich. In einem Handschreiben ersuchte ihn Friedrich Wilhelm der Vierte, als „sein Bevollmächtigter und sein Freund“ zum zweitenmal den preussischen Landtag zu eröffnen (Februar 1841).

Inzwischen hatte Schön sein Pensionierungs-gesuch eingereicht. Stadt und Universität planten eine Schön-Feier, die jedoch nach Berlin als revolutionäre Demonstration denunziert wurde. Auf ausdrücklichen Wunsch des zu Feiern den unterblieb jegliche Kundgebung.

Immer drohender gestaltete sich die politische Lage. Friedrich Wilhelm der Vierte nahm Schöns Entlassungs-gesuch nicht sofort an. Es kam zu dem politischen

Prozeß gegen den freisinnigen jüdischen Schriftsteller Jacoby, der von Königsberg aus über ganz Deutschland Zündstoff verbreitete. Vergeblich mahnte Schön, die Sache zu keiner Staatsaffäre aufzubauen. Er verlor dadurch in den Augen vieler das Ansehen eines loyalen Untertanen. Neue Verdächtigungen setzten ein. Manches heftige Wort entfuhr ihm da wider die Hofkamarilla, und an Freund Boyen schrieb er: „Wie kann ein Volk, fortgesetzt so behandelt, seines Königs würdig bleiben?“ Er meinte die Auswüchse reaktionärer Machtgelüste zu treffen und brachte freilich bloß sich selbst zu Fall.

Der freimütige Aufruf an die preußischen Landtagsdeputierten, der mit den stolzen Versen voll deutscher Gesinnung schloß: „Nicht Roß, nicht Reifige sichern die steile Höh, wo Fürsten stehn . . .“, fand lebhaften Widerhall in seinem Herzen. Noch einmal trat er an die Spitze des Landtags, der diesmal in Danzig zusammenkam.

Bald darauf zog sich Schön ins Privatleben zurück. Beständig wissenschaftlichen Studien hingegeben, den Gang der Zeit mit wachsamem Auge erspähend, im Verkehr mit treugesinnigen Freunden, um die Sammlung seiner Aufzeichnungen und Briefe besorgt, blieb er fortan auf seinem Gut Preußisch-Arnau bis zum Tod, der ihn am 23. Juli 1856 ereilte.

Das erste Schreiben an Schön, das wir von Eichendorff besitzen, trägt das Datum: Breslau, den 20. Juli 1820. Eichendorff meldet darin seine Berufung nach Danzig an Stelle des Konsistorialrats v. Matthy, der 1823 Bischof von Kulm werden sollte und bisher katholischer Kirchen- und Schulrat gewesen war. Er betrachtet es als „das ehrenvollste und erfreulichste Ereignis seines Lebens“, unter Schöns „erleuchteten Befehlen“ dienen zu dürfen. Erst ein halbes Jahr später erfolgt die offizielle Mitteilung an Schön, worauf dieser sofort „Anlaß findet“, sich „mit Achtung und Freude über das bevorstehende Verhältnis“ zu äußern. Es vergehen wieder mehrere Monate, bis Eichendorffs Ernennung zum Regierungsrat durch den König selbst erfolgt. Und so kann endlich im Oktober 1821 der neue Beamte seinen Posten „bei dem Oberpräsidio und der Kirchen- und Schulkommission“ in Danzig antreten.

Eichendorff hatte zunächst einen schweren Stand. Er war überzeugter Katholik und treuer Diener seines Königs. In die verschiedenartigsten Streitigkeiten zwischen Kirche und Staat oder besser zwischen Klerus und Beamte hineingedrängt, bewahrte Eichendorff stets die richtige Mitte. Von keiner Seite wurde eine Klage über ihn laut, obgleich er seine persönlichen Ansichten nirgends verleugnete. Er genoß frühzeitig das volle Vertrauen seines Vorgesetzten und ebenso das seines kirchlichen Oberhirten, des Ermländer Fürstbischofs Joseph von Hohenzollern. So urteilt dieser bereits 1823 in einem Brief: „Herr v. Eichendorff ist einer der geist- und gemütvollsten Menschen, die ich kenne, dabei ein treuer eifriger katholischer Christ und ein ausgezeichnete Dichter, er ist mein Freund und mein bester Umgang allhier, er hat mir bei der Regierung schon manches glücklich durchsetzen helfen.“

Hohenzollerns Gegner wieder, Schön, benutzte Eichendorff auf fast allen amtlichen Fahrten als Reisegefährten und Ratgeber. So ist es begreiflich, daß dieser ihm schon 1826 von Berlin aus intime Eindrücke aus dortigen hohen Beamtenkreisen schildert und beide schließlich einander gar nicht missen können. Die gemeinsame Vorliebe für Philosophie und Literatur mag die sonst vielfach entgegengesetzten Charaktere verbunden haben.

Über ein Jahrzehnt hatte Eichendorffs Amtswirksamkeit in Ost- und Westpreußen gewährt — 1824 war er nach kurzer provisorischer Verwendung in Berlin nach Königsberg berufen worden —, und noch immer stand für ihn keine Veränderung und Verbesserung seiner Stellung in Aussicht. Von Schön unterstützt, wandte sich der sorgenvolle Familienvater und bei aller Bescheidenheit von berechtigtem Ehrgeiz besetzte Beamte an den Minister Altenstein.

1831 durfte Eichendorff nach Berlin übersiedeln. Allein da begann seine berufliche Leidenszeit erst recht. Von einer Behörde zur andern geschoben, von bloßen Hoffnungen und entfernten Aussichten genährt, von allen gelobt und in Wahrheit von niemand, außer vom mißliebigen Schön, gefördert, flüchtete er immer wieder in seine Tröstensamkeit, in den Garten der Poesie.

Der freundschaftliche Briefwechsel mit Schön, der seinen „lieben“ Eichendorff sehnlichst in seine Nähe zurückwünschte, nahm eigentlich erst damals seinen rechten Anfang. Wie sehr Schön Eichendorffs Beamtenlaufbahn zu ebnen bemüht war, geht schon aus einer Zuschrift von 1832 hervor, die, an den Grafen v. Bernstorff, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, gerichtet, jetzt im Archiv des Berliner Kultusministeriums aufbewahrt wird. Darin spricht Schön die Überzeugung aus, der Minister werde, wenn er erst die vorzüglichen Eigenschaften des Freiherrn v. Eichendorff würde kennen gelernt haben, diesen für das Ministerium bleibend zu gewinnen entschlossen sein. „Auf die Rückkehr desselben in sein hiesiges Dienstverhältnis glaube ich mir daher nicht weiter Rechnung machen zu dürfen.“ Hierzu machte der damalige Ministerialdirektor Eichhorn auf dem Rand des Aktenstücks ein deutliches Fragezeichen. In dem von einem Beamten des Ministeriums verfaßten Entwurf eines Berichts über Eichendorff an Minister Altenstein strich Eichhorn die besonders anerkennenden Stellen. Schöns Urteil über Eichendorff freilich konnte er nicht aus der Welt schaffen: Eichendorffs Anstellung werde für jedes Departement ein Gewinn sein, das Ministerium sei nur zu beglückwünschen, „einen so durchaus gebildeten Geist und eine so helle klare Seele für sich gewinnen zu können“. Die katholische Überzeugungstreue machte Eichendorff jedoch vielen verdächtig. „Durch die Geschichten mit dem Erzbischof von Köln“, schrieb Schön 1837 von Berlin aus seiner Frau, „ist man hier blind gegen die Katholiken, und das äußert sich auch gegen Eichendorff. Das ist nicht gut . . .“

In den Briefen Schöns an seine Frau kommt Eichendorffs Name überhaupt sehr häufig vor. Durch sie erbittet er sich vom Dichter eine Empfehlung für Bettina v. Arnim, mit ihm besucht er Theater und Gesellschaften, ihm trägt er Bestellungen an gemeinsame Freunde auf. Wenn er später nach Berlin reist, vergißt er nie Eichendorff zu besuchen, bei dem junges Volk, Studenten und Offiziere, zu finden sind, der immer „ganz der alte, treue Freund“ ist.

Mitten in dem Treiben Berlins gedachte der Dichter beständig der „schönen, herzerhebenden Stunden“ in Danzig und Königsberg. 1833 schreibt er an Schön: „Von einem Fremdwerden zwischen Eurer Exzellenz und mir kann daher — das fühle ich innerlichst — eigentlich gar nicht die Rede sein, ebensowenig, als Eure Exzellenz jemals ein Philister werden können, gleichwie ein Vogel nimmermehr ein Fisch werden kann. Eure Exzellenz sind offenbar gerade von Gott recht zum Antiphilister geschaffen, um den dummen Fischen Flügel und Klang zu geben, oder, wo's nicht geht, sie, wie billig, zu spießen. Und mit solcher guten Gabe

Gottes läßt sich schon ein langweiliges Stück Leben überdauern; Eure Erzellenz flüchten, wenn es gar zu eng wird, nach Arnau — d. h. in sich selbst — und ich in meine kleine poetische Domäne, womit mich der liebe Gott meinerseits gleichsam in der Luft belehnt hat.“

Wertvolle Bekenntnisse, Beiträge zur Lebensgeschichte Schöns wie Eichendorffs, folgen. Noch im gleichen Brief teilt dieser mit, daß er an einem größeren Roman, der die verschiedenen Richtungen des Dichterlebens darstellen soll, arbeite. Gemeint sind „Dichter und ihre Gefellen“.

Schöns Klagen über den schlimmen Zeitgeist finden bei Eichendorff verständnisvollsten Widerhall. Sie sind für diesen „wahrhafte Stimmen in der Wüste, bei denen einem das Herz aufgeht, weil sie eine Bürgschaft sind, daß die Sehnsucht nach dem Größeren noch lebendig ist und am Ende doch noch durchbrechen wird. Sie geht bei den Philistern zu Gast und wird mit ihnen ganz und gar politisch, das Äberrste, was diesem undiplomatischen Götterkinde begegnen kann, wo nicht die Politik selbst Poesie wird, wie in den von Eurer Erzellenz bezeichneten Jahren 1807 bis 1809 und 1813.“

Das geheimnisvolle Ende Kaspar Hausers erschütterte beide tief. „Erzvater Szigig“, der berühmte Kriminalist und Freund E. Th. A. Hoffmanns, wurde um Aufklärung befragt. Doch dieser enthielt sich „vorderhand jeder eigenen Meinung und Vermutung“.

Eine andere Angelegenheit ergriff Schön noch persönlicher, der Königsberger Muckerprozeß. Die frömmelnde Sekte der Ebelianer hatte in den ersten Gesellschaftskreisen der Stadt Anhänger. Nahe Verwandte Schöns waren in den Skandal verwickelt. Auch darüber wurde dem Freund offenherzig berichtet, ebenso wie über die kirchlichen Personalien in Ost- und Westpreußen. Schön wußte, an wen er schrieb: „In den Grundtönen bleiben wir einig, solange wir leben.“

Eine Zeitlang schien es, als ob Eichendorff eine feste Stellung im Obergerichtskollegium erhalten sollte. Gesetzentwürfe aus seiner Feder zeigen, wie ernst es ihm war, für diese Behörde den Befähigungsnachweis zu erbringen. Schön äußerte sich launig: „Als Zensur der Welt haben Sie Ihr Amt zwar herrlich geführt, aber die Zensur nach Berlinischen Gedanken ist ein anderes Ding, und dabei fürchte ich, könnten Sie zuweilen Bauchgrimmen bekommen. Deshalb wünsche ich Ihnen etwas Besseres. Zuweilen kommt mir auch der anmaßliche Gedanke vor, ob es nicht am besten wäre, wenn Sie wieder nach Preußen kämen (reiner Egoismus), und dann suche ich mir sogar Argumente dafür heraus, z. B. daß Sie Ihre besten Sachen in Preußen geschrieben haben usw.“

Schön war frei von jeglicher Gehässigkeit, überzeugt von der Macht der freien Idee im freien Menschen, und so gab er unbesorgt seinen Sohn Bernhard aufs katholische Gymnasium nach Braunsberg, das auch Eichendorffs Sohn Rudolf besuchte. Dabei nahm er im Gegensatz zu Eichendorff für David Friedrich Strauß Partei, als dieser wegen seines rationalistischen Lebens Jesu angefeindet wurde: „Dem Christentum und wohl der Religiosität tut man dadurch keinen Dienst. Die Tradition wird immer wichtiger, und sie hat vor der Schrift das Gute, daß man sie beiseite setzen kann, wenn sie nicht mehr behagt. Das geschriebene Wort steht aber starr da und weicht nur dem gewaltsamen Stoße.“

Philosophie und Geschichte werden in dem Briefwechsel oft erörtert. Die Historiker Voigt, Raumer, George Grote, der Philosoph Rosenkranz u. a. erscheinen

häufig erwähnt. Aber der „philosophische König“ Friedrich der Große findet keine Gnade. „Die Okkupationsgeschichte von Schlessien“, schreibt Schön, „hat mein preußisches Herz recht traurig gemacht, besonders deshalb, weil Friedrich der Zweite dabei nur einem gemeinen Triebe folgte und keine Spur von Idee dabei vorwaltete. Das schmeckt nicht nach Größe . . . und dabei kleinliche Rabalen und Pfiffigkeiten, so daß Franz recht hoch zu stehen kommt.“

Im Herbst 1839 wünscht Schön „ein Buch für Geisteserfrischung“. Eichendorff weiß keines anzugeben. Die allerneueste Poesie habe ihn jedesmal durch das Forcierte und Gemachte wieder abgeschreckt, durch diese fast grandiose Affektation, die um so widerlicher sei, je mehr sie sich den Schein der Natürlichkeit und Innerlichkeit zu geben suche. „Shakespeare ist und bleibt doch der Meister, erfrischend für alle Zeiten.“ Die jetzige sei aber in der Tat auch gar zu schmähtlich. Alle Erscheinungen in Staat und Kirche ließen sich freilich unter einen großen Gedanken — Kampf des Alten und Neuen — zusammenfassen, auch sei kein Zweifel, daß im letzten Akt das ewig Alte und Neue doch siegen werde. Aber dieses Drama durchzumachen sei langweilig. Er flüchte sich lieber ins Spanische, zu Cervantes und Calderon. Im Sommer 1840 meldet Eichendorff den Plan einer Gesamtausgabe und die Übersetzung „eines sehr merkwürdigen, uralten spanischen Buches (El Conde Lucanor)“ von Don Juan Manuel. Bald hernach regte Schön seinen Freund zu einem großen künstlerischen Werk an, das sie noch einmal für mehrere Monate zusammenführen sollte. 1842 war Schön nach Vollendung der von ihm in ihrer ursprünglichen Reinheit wieder hergestellten Marienburg zum Burggrafen derselben ernannt worden und forderte nunmehr Eichendorff eindringlich auf, die Geschichte dieses großartigen Baues zu schreiben. Der Dichter sagte „mit rechter Herzensfreude“ zu. Friedrich Wilhelm der Vierte erklärte sich einverstanden, bewilligte Urlaub, Reisevergütung und Tagegelber. Schön hatte sich inzwischen in Preußisch-Arnau zur Ruhe begeben und genoß da mit Vergnügen die Nachbarschaft seines einstigen Regierungsrates, der seinen amtlichen Schwanengesang „Die Wiederherstellung des Schlosses der deutschen Ordensritter zu Marienburg“ in Danzig niederschrieb. Nicht viel später nahm auch er seinen Abschied. Seine Gesundheit war zerrüttet. Am 1. Juli 1844 wurde Eichendorff in den Ruhestand versetzt, ohne irgendeine Auszeichnung. „Der Romantiker auf dem Königsthron“ besaß für „den letzten Ritter der Romantiker“, den Freund Schöns, keine allzu großen Sympathien.

Eichendorff zog zunächst nach Dresden. Die bisherigen Beziehungen zu Schön wurden nur noch inniger. Die Altersbriefe der beiden berichten von Familienereignissen, privaten Leiden und Freuden, daneben werden auch eigene literarische Arbeiten, die sie der letzten Zeit ihres Lebens verdanken, eifrig erörtert.

Die große Revolution von 1848 erschüttert beide. Eichendorff schreckt zurück vor den „dummglöckenden Augen“ und „leidenschaftlich verzerrten Parteig Gesichtern“. Bei Robert Blum sei wenigstens der Schluß echt tragisch gewesen. „Es ist überhaupt auffallend, wie in jetziger Zeit alle Individuen verschwinden, alles ist allein auf die Massen gestellt. Und doch ist die Masse nur eine Idee, die, wie das Königtum, die Freiheit usw., wenn sie wirklich ins Leben treten soll, individuell, persönlich werden muß. Wird eine solche weltgeschichtliche Persönlichkeit endlich in Deutschland erscheinen?“ Der Begründer des neuen Reiches lebte damals, noch völlig unbekannt, als Deichhauptmann in Pommern.

1849 ist Eichendorffs Unmut aufs höchste gestiegen. „Wahrlich, wenn ich jünger und reicher wäre, als ich leider bin, ich wanderte heute noch nach Amerika aus; nicht aus Feigheit — denn die Zeit kann mir persönlich ebensowenig etwas anhaben als ich ihr —, sondern aus unüberwindlichem Ekel an der moralischen Fäulnis, die — mit Shakespeare zu reden — zum Himmel stinkt.“

„Unter so verzweifelten Umständen“ zog sich Eichendorff wieder nach Spanien zurück oder versetzte sich in den romantischen Dichtershimmel seiner Jugend. In seinen literärhistorischen Schriften, deren Abschluß die „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands“ bildete, suchte Eichendorff die Seele der Poesie zu bezeichnen; Leib, Büchertitel, Biographie der Dichter usw. hätten schon andere hinreichend und besser beschrieben. Der letzte uns erhaltene Brief Schöns polemisiert gegen den subjektiv katholischen Standpunkt des Verfassers in aller Liebe und Herzlichkeit klar und entschieden.

Als Eichendorffs Geschichte des deutschen Romans im achtzehnten Jahrhundert erschienen war, nannte Schön das Werk Droysen gegenüber „ein heillos schönes Buch“. „Übrigens ist mir dies Buch überaus wert, denn mein Freund Eichendorff steht in keiner seiner Schriften so leb- und lebhastig selbst da . . . Er lebt in einem idealisierten Katholizismus, und diesen kann man bei ihm, bei einer durchaus edlen Natur wohl gelten lassen. Er hätte nur seinen Katholizismus im Buche näher bezeichnen sollen.“

Droysen sollte gemeinsam mit Eichendorff den Nachlaß Schöns übernehmen und auf Grund dessen seine Biographie schreiben. In dem Schreiben, worin Schön an Droysen herantritt, betont er ausdrücklich: „Meine Persönlichkeit hat am vollständigsten und klarsten der Baron v. Eichendorff aufgefaßt.“ Die Sache zerschlug sich. Darauf riet Eichendorff zu Rosenkranz und schließlich zu Barmhagen von Ense. Aber auch die Verhandlungen mit Barmhagen führten zu keinem Abschluß.

1855 starb Eichendorffs Frau. „Wie ein Schiffbrüchiger, dessen Lebensschiff zerschlagen,“ schrieb er seinem alten Freunde, „rette ich mich an das nächste Eiland und halte mich, da ich meine liebe Frau verloren, zu den Kindern.“ Bei seiner Tochter Therese, verheiratet an Ludwig v. Besserer-Dahlfingen, verbrachte Eichendorff den Rest seiner Tage. Er überlebte Schön nur wenige Monate über ein Jahr. Dem Sohn des Freundes, der wie sein eigener Ältester Hermann hieß, sandte er in wortreicher Trauer ein paar innige Zeilen: „Die Welt hat einen ihrer geistigen Heroen verloren, ich aber außerdem noch einen liebevollen väterlichen Freund. . . .“

Deutsch waren beide ihr Leben lang. Und es wohl kein Zufall, daß der Katholik Eichendorff gerade vor Schön das tüchtige Bekenntnis ablegte: „Von der slavischen Roheit kann ebensowenig als vom Aßentum das Heil kommen, am wenigsten für das Christentum.“

Eichendorff ließ sich auf große Demonstrationen nicht ein. Aber seine Genialität, seine Klarheit und seine Reinheit bligten zuweilen strahlend durch, und dies ist für Schön, wie er selbst von ihm sagte, immer erhebend gewesen.

